Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 104 (1978)
Heft: 13

Artikel: Schriftsteller - mit Pseudonym
Autor: Troll, Thaddäus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-603509

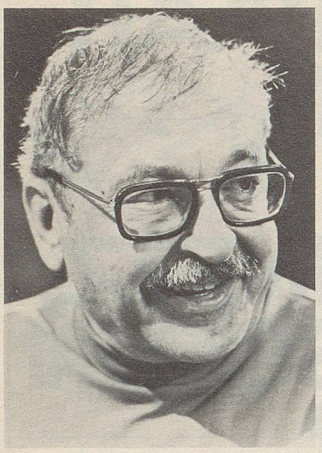
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Thaddäus Troll

Schriftsteller – mit Pseudonym

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurde er geboren. Als er zwölf Jahre alt war, begeisterte er sich für die Jugendbewegung. Als Uniform trug er eine Windjacke, tailliert von einem Koppel, auf dessen Schloss FURCHTLOS UND TREW stand, und einen Pfadfinderhut mit schwarz-weiss-roter Kokarde. In dieser Zeit machte er auch sein erstes Gedicht, worin er in markigen Klischees das Schicksal Südtirols in welscher Hand beklagte und dessen militante Wiedergewinnung forderte.

Seine Erzieher gaben sich nationalliberal.

Mit sechzehn Jahren war er Kommunist. Vielleicht, weil es schick war. Vielleicht, um seinen Vater zu schockieren.

Das war ums Jahr 1930. Da kam ein neuer Deutschlehrer; er hiess Wolf, hatte im Ersten Weltkrieg als Offizier einen Arm verloren und war Pazifist. Der empfahl ihm, Adolf Hitlers «Mein Kampf» und Alfred Rosenbergs «Mythos des 20. Jahrhunderts» zu lesen. Jenes war ein brutales Buch, in brutalem Deutsch geschrieben, diese ein verqualmtes, verquollenes, abstruses Geschwafel. Die beiden Bücher machten ihn immun gegen das, was man damals «völkisches Denken» nannte.

Er wollte Journalist werden. Mit achtzehn Jahren begann er sein Studium und trat einer schlagenden Verbindung bei, in der sich die verkrachten Existenzen für die Machtübernahme rüsteten. Er erinnert sich heute noch an das Extrablatt, das an der Neckarbrücke in Tübingen hing und kundtat, Hitler sei von Hindenburg mit der Kabinettsbildung beauftragt worden. Nach seiner Kenntnis des Buches «Mein Kampf» bedeutete das für ihn die Anwartschaft auf den Heldentod. Er wollte einem politischen Beruf entrinnen, umsatteln, Medizin studieren. Aber seine Eltern rieten ihm, bei der Sache zu bleiben; nichts werde so heiss gegessen, wie es gekocht würde.

Der Hausmeister seiner Verbindung, Defraudant und SS-Sturmführer, hängte im Kneipsaal ein Hitlerbild auf. Keiner wagte, dagegen zu protestieren. Als er eine Kneipe präsidierte, schlug er, alkoholisch enthemmt, das Bild mit dem Schläger zusammen, der studentischen Waffe, mit der der Erstchargierte auf den Tisch schlug, um Silentium zu gebieten. Als er am frühen Morgen aufwachte, fiel ihm der Alkibiades-Frevel ein. Er wollte die Spuren beseitigen, aber der Hausmeister hatte das geschändete Bild schon sichergestellt. Man legte ihm nahe, aus der Verbindung auszutreten.

Er tat es und lebte lange in Angst. Er hatte die Alternative, entweder das Regime zu ertragen, sich zu assimilieren, zu heucheln oder sicherheitshalber verwahrt zu werden, wie es in der Sprache der Machthaber hiess. Er wurde ein widerwilliger Mitmarschierer. Er war intellektuell fähig, die geistige Umweltverschmutzung zu erkennen, aber er wagte es nicht, sich ihr zu widersetzen. Er lernte, sich anzupassen, Maske zu machen, die Menschen in zwei Gruppen einzuteilen: die, vor denen man sich in acht nehmen musste, und die, mit denen man offen sprechen konnte. Er lernte, sich der Ironie zu bedienen. Als man ihn einmal zur Rede stellte, weshalb er nicht mit HEIL HITLER grüsse, sagte er treuherzig, der Führer stehe für ihn so hoch, dass er seinen Namen nicht vergeblich führen wolle. Hašeks «Abenteuer des braven Soldaten Schwejk» waren damals seine Lieblingslektüre. 1938 schloss er sein Studium ab und wurde zum Militärdienst einberufen. Auf dem Weg zur Kaserne überlegte er noch mit seinem Vetter, ob es nicht besser sei, in die Schweiz zu desertieren. Aber die Furcht vor der gefährlichen Unsicherheit dort war grösser als die Angst vor dem sicheren Unheil hier. Der Fahneneid war für ihn ein bewusster Meineid, der indes sein Gewissen nicht belastete. Heuchelei war zum automatischen Selbstverständnis geworden. Nach einem Jahr der Erniedrigung – nur tote Soldaten wurden geehrt, lebende geschunden – begann der Krieg, der ihn bis zum Ende nicht mehr losliess. Er hatte das Glück, nie auf einen Menschen schiessen zu müssen. Er hatte das Unglück, Augenzeuge des Unrechts zu sein, sich als Spiessgeselle fühlen zu müssen. Er wollte sich nicht vorstellen, dass wir diesen Krieg verlören, weil er fürchtete, dass dann jeder Jasager und Mitmarschierer totgeschlagen würde. Er wurde Offizier. Mit seinen Freunden war er sich einig, dass er auf der falschen Seite stand. Aus Angst vor den Folgen des Sieges hoffte er auf eine Niederlage. Aus Angst vor den Folgen einer Niederlage hoffte er auf ein glimpfliches Ende. Er empfand schizophren. Ein Ende der Diktatur schien ihm undenkbar. Als Ende April 1945 bei einer Offiziersbesprechung ein junger Leutnant einen Major zurechtwies, weil dieser den Hitlergruss gebraucht hatte – «Lassen Sie das doch. Diese Zeiten sind vorbei!» –, und als diese ehrliche Bemerkung mit schweigender Zustimmung geduldet wurde, schämte er sich, weil ein anderer den Mut gehabt hatte, das laut auszusprechen, wozu er und seine Freunde zu feig waren.

In zwölf Jahren hatte er gelernt, ernste Wahrheiten zu verklausulieren, sie ins Ironische zu übertragen und doppelten Beifalls gewiss zu sein. Es war ungefähr das Gegenteil von dem, was er unter dem Begriff GESINNUNG verstand. Wieder hatte er Glück. Er war nur kurz in Gefangenschaft, wurde schon im Sommer 1945 entlassen. Entlassen aus der Uniform, aus der Angst, aus dem Doppelspiel. Noch einmal davongekommen. Reiter überm Bodensee. Eigentlich war das Leben zu Ende; was jetzt noch kam, empfand er als ein Geschenk.

Aber er konnte, wenn er schrieb, das Doppelspiel nicht mehr lassen. Er verfremdete Problematisches ins Komische. Er übersetzte Ernstes ins Heitere. Er hatte den Ehrgeiz, seine Leser auf den Leim des Vergnügens kriechen zu lassen und sie über den Umweg des Schmunzelns, Lächelns, Lachens zum Nachdenken zu verleiten. Er maskierte sich zu diesem Zweck mit einem Pseudonym: Peter Puck. Puck als Gruss an eine Freundin, die im «Sommernachtstraum» diese Rolle gespielt hatte. Peter als Hommage für einen Freund, einen Pfeffer- und Salzschnauzer, der ihm in der Zeit der Unmenschlichkeit menschlich begegnet war. Das Pseudonym wurde ihm gestohlen. Er änderte es, machte aus dem Puck den Schlegelschen Troll, aus dem Peter um der Alliteration willen einen Thaddäus. Thaddäus Troll: Mesalliance eines christlichen Märtyrers mit einem heidnischen Waldschrat.

Hatte er sich damit verändert? Oder die Masken, die er zu wechseln gelernt hatte, um eine neue vermehrt? Hatte er mit dem Pseudonym den dialektischen Widerspruch in sich personifiziert? Die Spaltung der Persönlichkeit bei Namen genannt? Die zwei Seelen in seiner Brust emanzipiert, den Siamesischen Zwilling durch doppelte Buchführung getrennt?

Schriftsteller mit Pseudonym – wollte er sich damit die Möglichkeit permanenten Rollenwechsels, ständiger Veränderungen erhalten? Oder schuf er sich, im Gegenteil, damit einen Vorwand, sich nicht ändern zu müssen, indem er den einen gegen den anderen in einem dauerhaften dialektischen Patt ausspielte?

Der vollzogenen Schizophrenie ward er sich in ihrer komischen Absurdität bewusst, als er eine Sendereihe mit über dreissig Folgen schrieb, die den Titel trug: «Hans Bayer kramt in den Schubladen des Thaddäus Troll.» Trolls Texte wurden dabei von Berufs-

sprechern gelesen und vom kritischen Hans Bayer kommentiert. Mancher Hörer ärgerte sich über diesen nörgelnden Hans Bayer und schrieb ihm, er solle gefälligst den Troll ungeschoren lassen; er könne ihm nicht einmal das Wasser reichen.

Nun, sie sind gezwungen, sich gegenseitig das Wasser zu reichen, miteinander, nebeneinander zu leben. Der eine prüfend, wägend, zaudernd, nachdenklich, der andere selbstsicher, schaustellend, zynisch und wortspielend. Während der eine die Unvollkommenheit der Welt erkennt, gibt ihm der andere keine Gelegenheit, sie zu beklagen, er benutzt den Dualismus, indem er Pol und Gegenpol einander so nahe bringt, dass aus der Spannung der Vis comica die Pointe überspringt, der Funke des Witzes zündet, schwächer, wenn die beiden Pole zu nahe sind, stärker, wenn sie grösseren Abstand haben. Der andere ist der Uebersetzer und Ueberwinder des einen, sein Feind zuweilen, sein Pappkamerad, auf den dieser seine Aggressionen einschiesst, der Strohsack, in den er das Bajonett sticht, das Phantom, auf das er losdrischt, der Punchingball, an dem er sich abreagiert. Es ist sein Passivum, aber auch sein Aktivum, wenn er des einen Einsichten umformuliert, des Beifalls vieler Leser ziemlich sicher, Einsichten, die der von Depressionen heimgesuchte Partner in traurigen Stunden gewonnen hat.

Das Pseudonym als Incognito ist zum Cognitum geworden, das den bürgerlichen Namen in den Hintergrund drängt. Ist nur gut, dass niemand weiss. Der andere Autor, der, wenn erfolgreich, vom einen angezweifelt wird: «Ist dein Buch wirklich so schlecht, dass der Erfolg grösser ist als die Leistung?» Der eine als Funktionär, als Inhaber von Ehrenämtern, als Gremie, der bei seiner Tätigkeit feststellt, wie sich die Beratungsgruppen, in denen er tätig ist, verändern, und der vom anderen gefragt wird, ob er sich eigentlich auch genügend verändere, ob er wirklich seinen Standort, seinen Standpunkt täglich überprüfe, um ihn täglich wechseln zu können. Der andere progressiv, wenn man darunter das versteht, was mit dem Bestehenden nicht zufrieden ist, links, sich an der Zukunft orientierend und gelegentlich von der Umwelt mit roter Schreckfarbe gebrandmarkt. Der eine ein konservativer älterer Herr mit konventionellen Umgangsformen, der sich für einen Pragmatiker hält, einen, der aus Erfahrungen lernt, was von seinen jungen Kollegen zuweilen als Stein auf ihn geworfen wird.

Hat sich das Pseudonym verselbständigt, wenn es auf der Messe der Publicity feilgeboten wird, während der Träger des bürgerlichen Namens klausnerisch, menschenscheu in seiner Hütte im Wald in erneuter Spaltung janusköpfig in die Zukunft und in die Vergangenheit blickt und die sich augenblicklich verändernde Gegenwart als den Schnittpunkt zwischen Perfektum und Futurum zu begreifen versucht? Wenn er sich dem Betrachten der Gesellschaft hingibt, die heute Sätze als Diskussionsgrundlage anerkennt, die vor vier Jahren nichts als Betroffenheit und Schweigen ausgelöst hätten? Wenn er aber auch nachdenkt über den Inhalt der Wörter, deren Bedeutung sich fortwährend verändert.

Fragen des anderen an den einen: Wie ist es mit deinem Alter? Lässt mit der Elastizität der Gefässe nicht auch die Elastizität der Intelligenz nach? Verhindert die Versteifung des Rückgrats nicht eine Verneigung vor Neuem, Besserem? Sind zementierte Ansichten nicht bequeme Barrikaden gegen den Ansturm mobilen Zeitgeistes, bilden sie nicht einen behaglichen Ruhesitz, der es erspart, neue Standorte zu beziehen? Vor fünf Jahren noch brachte er eine Flanke über hüfthohe Barrieren fertig. Heute kriecht er darunter durch. Springen ist lustvoller als Kriechen. Kriechen ist bequemer als Springen.

Wenn du es genau nimmst, so meint der andere, hast du nie viel Charakter gehabt. Aber vielleicht ist es wichtiger, den Charakter zu ändern, meint der eine, als Charakter zu haben. Und das Springen sollst du auch nicht lassen. Ueber Barrieren springen, das ist ein Leistungssport, einem älteren Herrn nicht mehr zumutbar. Also spring über deinen Schatten – das ist ein Sport nicht gerade für das Alter, eher gegen das Altern.

(Vorabdruck aus «Der himmlische Computer» von Thaddäus Troll, Verlag Hoffmann und Campe)